

teme, Funktionen und Codes. Raabe beobachtet zutreffend: „Diese Setzungen, die alle weiteren Beobachtungen strukturieren, müssen vom systemtheoretisch arbeitenden Journalismusforscher bereits zu Beginn des Forschungsprozesses, buchstäblich am Schreibtisch, und nicht aufgrund empirischer Einsichten entschieden werden.“ Diese willkürlichen Setzungen sind keineswegs notwendig. Systeme sind beobachtbar, sie müssen sich als „institutionalisierte Handlungszusammenhänge identifizieren lassen und auch von den Gesellschaftsmitgliedern als solche wahrgenommen werden“ (Renate Mayntz). Die Forschung kann sich jedenfalls nicht von den in der Gesellschaft kursierenden Vorstellungen vom Journalismus abkoppeln und sich ihren eigenen „Journalismus“ erfinden.

Journalismusforscher haben auch ihre Schwierigkeiten mit der zentralen journalistischen Norm, der Objektivität. Die Theoriegeladenheit von Beobachtungen, auf die Raabe verweist, stellte bereits Karl R. Popper fest. Der beobachterrelative, deutende Zugriff auf die Realität ist kein Argument gegen den Realismus (wie Martin Seel und John R. Searle überzeugend nachgewiesen haben), sondern ein Grundgedanke des sozialen Konstruktivismus (nicht des radikalen, d. h. epistemologischen Konstruktivismus). Dieser Position nähert sich Raabe zwar an, wenn er sich selbst zu einem „sozialpraktischen Konstruktivismus“ bekennt, seine Unterscheidung der Varianten des Konstruktivismus hätte aber noch etwas deutlicher ausfallen können.

Fundiert behandelt Raabe die Begriffe „Struktur“ und „Handlung“ sowie ihren „Dualismus“, also ihre wechselseitige Bedingtheit. Hier stützt er sich auf Anthony Giddens und Andreas Reckwitz. Den Journalismus will Raabe über seine Strukturen identifizieren: über normative Regelstrukturen, generative Sinnstrukturen und konstitutive Regelmäßigkeitsstrukturen. Für Handlungserklärungen dürfe kein Determinismus von normativen Regeln oder Sinnstrukturen unterstellt werden. Hier macht Raabe auf die vernachlässigte kulturelle Dimension des Journalismus aufmerksam: Akteure sollten zwar nicht als „Personen“ oder „ganze Menschen“ berücksichtigt werden, wie es die Systemtheorie dezidiert ablehnt, aber als „soziale Akteure“, die deutend handeln, auch in der Auseinandersetzung mit Strukturen.

Zur Bestimmung der spezifischen „So-

zialität“ der Akteure verweist Raabe auf die kulturosoziologischen Grundkonzepte Pierre Bourdieu: Kapital, Raum, Habitus und Feld. Außer- und vorberuflich erworbene Dispositionen würden in die journalistische Handlungspraxis einfließen. Raabe präsentiert dazu die Ergebnisse einer Befragung von rund 600 bayerischen Journalisten. Bei der Milieuzugehörigkeit zeigen sich berufsspezifische Besonderheiten: 43 % der Journalisten gehören dem liberal-intellektuellen Milieu an, dagegen ist nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung dort anzusiedeln. Dies lässt eine besondere „Welt-sicht“ der Journalisten vermuten.

Raabes Ausführungen über Strukturen und Kultur bleiben weitgehend im Allgemeinen. Die Anwendung auf den Journalismus hätte noch konkreter ausfallen können. Gleichwohl bereichert er die aktuelle Theoriediskussion in der Journalismusforschung um einige wertvolle Anregungen.

Christoph Neuberger

Andreas Ziemann (Hrsg.)

Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien

Konstanz: UVK, 2006. – 290 S.

ISBN 3-89669-544-4

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es, Medienbegriff und Gesellschaftsbegriff sowie Medientheorie und Sozialtheorie konsequenter als bisher miteinander zu verbinden. Dem Band liegt eine Tagung zugrunde; versammelt waren dort Referenten unterschiedlichster Provenienz. Der Herausgeber formuliert einleitend zu drei Themenkomplexen der Medien-, Gesellschafts- und Kulturtheorie neun Leitfragen für die einzelnen Beiträge: 1. Bieten die verwendeten Mediendefinitionen der Soziologie hinreichende Begriffsschärfe, sind sie aussichtsreich operationalisierbar? 2. Welche Medien lassen sich hinsichtlich verschiedener gesellschaftlicher Probleme auch historisch unterscheiden? 3. Welche gesellschaftsstrukturellen Entwicklungen führen zur „Mediengesellschaft“? 4. Eignet sich der Begriff „Mediengesellschaft“ zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft? 5. Wie ist gesellschaftliche Ordnung einer (Medien-)Gesellschaft möglich? 6. Wie hängen gesellschaftliches Wissen und Medien zusammen? 7. Welche kulturellen und kognitiven Effekte

erzeugen (Massen-)Medien? 8. Was ist kultur- und mediensiologisch zum „*Leitmedium*“ Fernsehen zu sagen? 9. Und: gibt es eine *kulturelle Hegemonie* der Massenmedien?

Andreas Ziemann spricht vorausahnend eine Lektürewarnung aus: Der Leser habe mit Widersprüchen und mit Inkongruenz zu rechnen! Der Rezensent fügt eine weitere Warnung hinzu: Einige Beiträge gehen auf die Fragen des Herausgebers nicht ein.

Im ersten Abschnitt „Medientheorie“ formuliert *Joachim Fischer* eine Soziologie der Massenmedien aus der Perspektive einer „Sozialtheorie des Dritten“ (S. 21). Angestrebt wird eine radikale Soziologisierung des Medienbegriffs. Der Dritte – so Fischer – löst mit seinem Auftauchen Effekte aus, die ein nochmaliger Anderer nicht auslösen würde. Der Dritte ist eine Sozialkategorie, weil sein Erscheinen „neuartige Figuren und Funktionen erzeugt“ (S. 25). Resümiert man den Aufsatz von Fischer kritisch, so wird die Leitfrage 1 beantwortet.

Der Paderborner Medienwissenschaftler *Hartmut Winkler* zählt unter dem Titel „Anreihbarkeit“ technische, ökonomische und symbolische Systeme als konkurrierende Modelle gesellschaftlicher Synthesis auf. Anreihung wird nicht als eine zeitliche, sondern eher als räumlich/systemische Verkettung gedacht. Erklärt werden soll, warum bestimmte gesellschaftliche Systeme sich gegen andere durchsetzen (vgl. S. 50). Die Leitfragen werden allenfalls implizit angesprochen.

Joachim Renn spricht die Ambivalenz systemtheoretischer Medienkonzeption an. Verglichen werden die soziologischen Medientheorien von Luhmann, Parsons und Habermas. Renn schlägt plausiblerweise eine Pragmatisierung des Systembegriffes vor, um u. a. handlungstheoretische Konstruktionen zu reintegrieren. Während man über Medienbegriffe in diesem Aufsatz viel erfährt (Leitfrage 1), wird die Frage der Operationalisierung nicht behandelt.

Andreas Reckwitz untersucht, welche Medientransformation mit welchen modernen Subjektkonstruktionen zusammenhängen. Unterschieden wird im historischen Ablauf ein Schriftlichkeitssubjekt, ein audiovisuelles Subjekt sowie aktuell ein Computersubjekt. Der Artikel erbringt Erkenntnisse hinsichtlich der Leitfrage 2 und 3.

Im zweiten Hauptabschnitt des Bandes Gesellschaftstheorie fragt *Andreas Göbel* unter

der Überschrift „Der „heilige Geist“ des Systems“? nach den gesellschaftstheoretischen Grundlagen des Systems der Massenmedien. Unternommen wird ein Versuch, die Funktion der Massenmedien kritisch zu diskutieren. Referiert werden Luhmann'sche Bemerkungen zur Funktionsbestimmung sowie weitere theoretische Versuche. Die Leitfragen werden nicht behandelt.

Dies ist anders bei *Lutz Ellrich*, der auf empirischer Basis nach den kulturellen und kognitiven Leitbildern der digitalen bzw. Cyberelite bei der Programmierung sowie bei deren Selbstverständnis fragt. Anhand fünf plausibler Thesen postuliert Ellrich die Bedingungen, unter denen die digitale Elite den sozialen Wandel auslöst, gestaltet und fokussiert. Ellrich geht zumindest implizit auf die eingangs gestellten Fragen des Sammelbandes ein, auch was künftige Forschungsprogramme betrifft.

Systematisch bestimmt *Matthias Kohring* Öffentlichkeit als Funktionssystem der modernen Gesellschaft. Es geht um die Generierung und Mitteilung von Beobachtung über die Interdependenz bzw. wechselseitigen Abhängigkeits- und Ergänzungsverhältnisse einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft (S. 167). Das Öffentlichkeitssystem tut nichts anderes, als über die „Mehrsystemzugehörigkeit“ von Ereignissen zu kommunizieren. Diese Vorstellung wurde von Luhmann im Kontext einer allgemeinen Theorie der Beobachtung entwickelt: „Die Beobachtung, etwas zu beobachten, was andere konstitutiv nicht beobachten können, ist als ein uneheliches Kind von Wissenschaft und Literatur auf die Welt gekommen, mit dem Roman des 18. Jahrhunderts“ – so hatte *Luhmann* in seinem Buch „*Die Wissenschaft der Gesellschaft*“ (1990) ja seinerzeit dazu ausgeführt (S. 88 ff.). Kohring definiert Journalismus als Leistungssystem von Öffentlichkeit und dekliniert präzise die zentralen systemtheoretischen Kategorien durch. Der Leser dieses Aufsatzes erhält in kompakter Form einen Überblick über die aktuelle systemtheoretische Forschung.

Andreas Ziemann kritisiert unter dem Titel „Reflexion der Mediengesellschaft“ die zunehmende tautologische und auch nichts sagende Verwendung des Begriffes „Mediengesellschaft“. Ziemann unternimmt einen soziologischen Versuch der neuerlichen Systematisierung. Er benennt Merkmale wie Identitätsbildung, soziale Typisierung, Inklusion, Medialisierung oder gesellschaftliche System-

integration, ohne damit wirklich zu klären, ob und was der Begriff der Mediengesellschaft bringt: „Vielleicht wirken im Gegenteil die Studien zu Medien und Gesellschaft, zu Medienevolution und Mediengeschichte, zu Medialisierung und Medienkulturen, zu Medienhandeln und Medienkritik umso stärker und länger, wenn sie gerade auf den Begriff der Mediengesellschaft verzichten“ (S. 203). Die eigenen Fragestellungen des Einleitungskapitels werden damit implizit aufgegriffen.

Der letzte Abschnitt des Sammelbandes beschäftigt die „Kulturtheorie“. Lorenz Engell fragt, ob das Fernsehen ein eigenes Gesellschaftssystem ist. Bemüht werden die bekannten Luhmann'schen Kategorien, u. a. die der Operation einer Unterscheidung: „Der Gegensatz zwischen ‚Ein‘ und ‚Aus‘ bildet dann die Leitdifferenz des Fernsehens“ (S. 216). Erfolg wird nach Ansicht von Lorenz Engell fernseh-typisch messbar in der Einschaltquote. Engells Beitrag ist gut lesbar; die relevanten Leitfragen der Einleitung werden zumindest implizit behandelt.

Jo Reichert beschreibt „Das Fernsehen als Akteur“ und eine facettenreiche Geschichte des Fernsehens seit den 50er Jahren: Fernsehen ist nicht mehr ein „registrierender Zauberspiegel“ (S. 234). Fernsehen ist nunmehr „seine Parallel zum wirklichen Leben – strukturiert mit laufender ‚Fernsehwirklichkeit‘. In diesen flow of brodcasting [...] kann man sich immer wieder einklinken“ (S. 238). Fernsehen ist zu einem Leitmedium geworden.

In einer interessanten Fallstudie anlässlich der Flutwellenkatastrophe untersuchen Harald Wenzel und Tobias Scholz „Medienrituale der sozialen Integration“. Die Autoren zeigen auf der Grundlage kommunikationstheoretischer Überlegungen und empirischer Forschung, wie aus Schreckensereignissen Medienergebnisse gemacht werden. Sie bestehen in einem „fingierten, sozial-integrativen Kooperationsprojekt mit rituellem, zeremoniellem Charakter“ (S. 250). Zeitgleich zum Medienergebnis der Katastrophe verläuft ein Reintegrationsritual. Am historischen Beispiel des Erdbebens von Lissabon zeigen die Autoren, wie durch die Bildberichterstattung (Kupferstich) eine Teilnahme bzw. letztlich ein Mitleiden der entfernten Betrachter möglich wird. Es handelt sich natürlich noch nicht um Massenkommunikation. Die interessanten theoretischen Befunde und die ersten empirischen Ergebnisse

der Bildanalyse von Wenzel und Scholz sind für verschiedene Teilgebiete der Kommunikationsforschung und Mediensoziologie anschlussfähig. Das zeigt sich auch daran, dass die Autoren dieses Artikels die eingangs gestellten Leitfragen beantworten.

Abschließend untersucht Ulrich Wenzel auf der Basis der Arbeiten von Barthes, Lacan, Piaget u. a. unter dem Titel „Archiv und Algorithmus“ verarbeitende Maschinen als Medien der Populärkultur. Resümierend wird eine Eigenlogik der Medien postuliert und damit verbunden von Tendenzen zu einer Mediengesellschaft gesprochen.

Der Sammelband repräsentiert Themen und Zustände der deutschen Medienwissenschaft. Die angesprochenen Theorien sind außerordentlich anspruchsvoll. Doch die Dimensionen und Kriterien ihrer Bearbeitung werden – mit Ausnahme der Aufsätze von Ziemann, Fischer, Ellrich, Kohring, Engell, Reichert sowie Wenzel/Scholz – nicht gut sichtbar. Die Reflexionen könnten systematischer sein. Dem Herausgeber wäre zu wünschen gewesen, dass manche der Autoren seine auf Erkenntnisgewinn, Systematisierung und Anschlussfähigkeit ausgerichteten Leitfragen umfassender bearbeitet hätten.

Georg Ruhrmann

Klaus Forster

Journalismus im Spannungsfeld zwischen Freiheit und Verantwortung

Das Konzept des ‚Public Journalism‘ und seine empirische Relevanz

Köln: Halem, 2006. – 425 S.

ISBN 3-938258-19-5

Schon die Bezeichnung ist merkwürdig, um nicht zu sagen, tautologisch: „Public Journalism“, gelegentlich auch „Civic Journalism“. Beide Begriffe sind für sich genommen nichts-sagend, denn Journalismus ist stets öffentlich bzw. stellt Öffentlichkeit her. „Bürgerorientierter Journalismus“ trifft den Sachverhalt schon eher, da hier ein spezifisches Publikumsbild des Journalismus angesprochen wird, das anspruchsvoll angelegt ist. Handelt es sich um ein (neues) Berichterstattungsmuster? Jedenfalls ist Public Journalism ein Praxisprojekt, das in den USA in den 1990er Jahren unter Mitwirkung von Journalistikwissenschaftlern als Gegenent-